

Die Wände haben Ohren
ein Memo-Lesenspiel in Wort und Bild

Redensarten und ihre Herkunft

Illustriert von Philip Waechter

Impressum

Die Wände haben Ohren

Philip Waechters Memospiel der Redensarten

88 Karten und Begleitbuch im stabilen hausförmigen Karton

ISBN 978-3-934657-69-4, © MeterMorphosen 2015

Gestaltung: Philip Waechter, Moni Port & MeterMorphosen

Textauswahl: Andrea Baron

Die Bildrechte liegen beim Zeichner Philip Waechter

Die Rechte an den Erklärungstexten liegen beim Duden Verlag:

Duden – Redensarten. Woher sie kommen, was sie bedeuten.

© Duden 2012, Bibliographisches Institut GmbH, Berlin.

Eine Ausnahme bilden die Texte zu *Bekannt wie ein bunter Hund*,
Einen Kater haben, *Jemand durch den Kakao ziehen* und
Die Wände haben Ohren.

Hier liegen die Rechte bei MeterMorphosen.

Prospekt schickt gern:

MeterMorphosen GmbH

O enbacher Landstr. 374

D-60599 Frankfurt am Main

www.metermorphosen.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Spielanleitung, S. 6

Das A und O von etwas sein, S. 18

Den Advocatus Diaboli spielen, S. 20

(Sich) etwas aus dem Ärmel schütteln, S. 22

Jemandem einen Bären aufbinden, S. 24

Auf der Bärenhaut liegen, S. 26

Jemandem aufs Dach steigen, S. 30

Jemanden um die Ecke bringen, S. 32

Eulen nach Athen tragen, S. 34

Sich mit fremden Federn schmücken, S. 36

Sich etwas aus den Fingern saugen, S. 38

Geld stinkt nicht, S. 40

Das Gesicht verlieren, S. 42

Ins Gras beißen, S. 44

Hier liegt der Hase im Pfeffer, S. 48

Ein toller Hecht sein, S. 50

Jemandem Hörner aufsetzen, S. 52

Bekannt sein wie ein bunter Hund, S. 56

Da liegt der Hund begraben, S. 58

Jemanden durch den Kakao ziehen, S. 60

Einen Kater haben, S. 62

Arm wie eine Kirchenmaus sein, S. 64

Den Kopf unterm Arm tragen, S. 66

Krokodilstränen weinen, S. 68
Einen auf die Lampe gießen, S. 72
Leichter (eher) geht ein Kamel durch ein
Nadelöhr als..., S. 74
Jemandem brennt etwas auf den Nägeln, S. 78
Aus dem Nähkästchen plaudern, S. 80
Sich etwas hinter die Ohren schreiben, S. 82
Unter dem Panto el stehen, S. 86
Perlen vor die Säue werfen, S. 88
Einen Pferdefuß haben, S. 90
Sich wie gerädert fühlen, S. 94
Ein schwarzes Schaf, S. 96

Aufpassen wie ein Schießhund, S. 98
Eine Schlange am Busen nähren, S. 100
Mit jemandem Schlitten fahren, S. 102
Jemanden zur Schnecke machen, S. 104
Stielaugen machen, S. 106
Tomaten auf den Augen haben, S. 108
Im Trüben sehen, S. 110
Auf die Walz(e) gehen / sein, S. 114
Die Wände haben Ohren, S. 116
Wolf im Schafspelz, S. 118
Jemanden die Würmer aus der Nase
ziehen, S. 120

Vorwort

Dieses Memospiel vereint das Geistvolle mit dem Spielerischen, es verbindet die Gegenwart mit 44 Beispielen unserer über Jahrhunderte gewachsenen Sprachkultur. Teil des Spieles soll sein, die Texte in diesem Begleitbuch, die vornehmlich aus dem Duden stammen, vorzulesen und so nebenbei einiges über den Ursprung von Redensarten zu erfahren.

Krokodilstränen vergießen und aus dem Nähkästchen plaudern, sich wie gerädert fühlen und Perlen vor die Säue werfen: Viele Redensarten, die wir nutzen, haben einen plausiblen und oft überraschenden Ursprung, von dem wir

meist wenig wissen oder zu dem wir in unserer Einschätzung falsch liegen. Bei diesem Memospiel erfährt man spielerisch, dass etwa schwarze Schafe schon in der Bibel unerwünscht waren, weil Schafe wegen ihrer weißen Wolle gehalten wurden.

Solche bildhaften Redensarten finden sich in der hohen Literatur, in der Poesie und in Märchen, aber auch ganz profan in Medienberichten, in der Werbung und der Politik. Oft hören wir sie aber einfach im Alltag. Redensarten fassen eine Situation oder einen Gedanken prägnant zusammen und sind oft pointierter und verständlicher als langwierige Erklärungen. Sie bieten Antworten auf

ein Problem, sind Formulierungen auf Abruf, Weisheiten aus zweiter Hand. Man muss nur wissen, wann und wie man welche Redensart anwendet. In diesem ausführlichen Begleitbuch werden die Redensarten anschaulich erklärt. Die Weisheiten aus zweiter Hand sind in der Regel keine Formulierungen von Schriftstellern, sondern sie sind in der Vergangenheit archetypischen Alltagssituationen entnommen worden. Manche der Redensarten kommen aus einer Fremdsprache, andere sind religiös geprägt, wieder andere haben sich seit dem 16. Jahrhundert, wo der Ursprung vieler Redensarten liegt, auch noch verändert. Das kurzweilige Memospiel wird durch das Verlesen von Herkunft und

Bedeutung der einzelnen Redensarten geweitet und führt zu einem amüsanten, gänzlich unangestregten Lernerlebnis. Die Texte stecken voller Überraschungen. Hinreißend sind die Zeichnungen von Philip Waechter, dem renommierten Kinderbuchzeichner und Illustrator, die den Sprachwitz augenzwinkernd herausarbeiten.

Der Sohn des Zeichners und Cartoonisten F.K. Waechter schafft es, mit Schalk und Präzision die Redensarten in markanten Zeichnungen als Szene so zu verbildlichen, dass es beim Spielen eine große Freude ist, die dazu gehörige Redensart zu überlegen und dann als Textmemokarte zu finden.

Wie immer bei MeterMorphosen-Produkten wurde großer Wert auf die Verpackung gelegt: Die 88 großformatigen Pappkarten und das ausführliche Begleitbuch befinden sich in einem soliden Haus aus Pappe, das Philip Waechter gestaltet hat. Es handelt sich hier um die Neuausgabe des 2012 in der Collection Büchergilde erschienenen Spieles in veränderter Gestaltung.





Spielanleitung

Memospiele zählen zu den schönsten und gleichzeitig einfachsten Spielen der Welt: Paare suchen und Paare sammeln. Das Problem bei den MeterMorphosen-Memospiele lautet freilich, dass die Paare aus nicht identischen Motiven bestehen – Assoziation ist also stets gefragt.

Alle Karten werden gut gemischt und verkehrt herum auf Tisch oder Boden ausgebreitet; mitspielen können beliebig viele Personen. Es geht Reihum: Jeder darf zwei Karten umdrehen, und wenn er ein Bildmotiv mit der dazugehörigen Redensart gefunden hat, darf er das Paar behalten und ist so lange noch einmal

dran, bis er kein Paar mehr gefunden hat. Wenn man sich beim Paar nicht ganz sicher ist, verrät das Begleitbuch alle Paare. Karten, die keine Paare bilden, werden wieder an den gleichen Ort zurückgelegt. Gewonnen hat schließlich, wer die meisten Redensarten gefunden hat, also wessen Stapel am Höchsten ist.



Der Zeichner

Philip Waechter, geboren 1968 in Frankfurt am Main, studierte Kommunikationsdesign mit dem Schwerpunkt Illustration an der Fachhochschule Mainz. Seit 1995 illustriert er erfolgreich für Verlage und gelegentlich fürs Fernsehen. 2004 erhielt er den Preis der Stiftung Buchkunst in der Sparte Kinder- und Jugendbücher für sein Kinderbuch „ich“. Philip Waechter lebt als freier Grafiker und Illustrator in Frankfurt am Main und arbeitet seit 1999 mit anderen Illustratoren in der Ateliergemeinschaft LABOR. Philip Waechters Redensarten sind in einem Bild eingedampft: Der tolle Hecht trägt einen Pokal unter dem

Arm und wird von kleinen Fischen angehimmelt; der Mann, der sein Gesicht verliert, bekommt es von seinem Hund hinterhergetragen. Philip Waechters farbenfrohe, reduzierte Zeichnungen sind originell, feinsinnig und mit einer gehörigen Portion Humor ausgestattet.



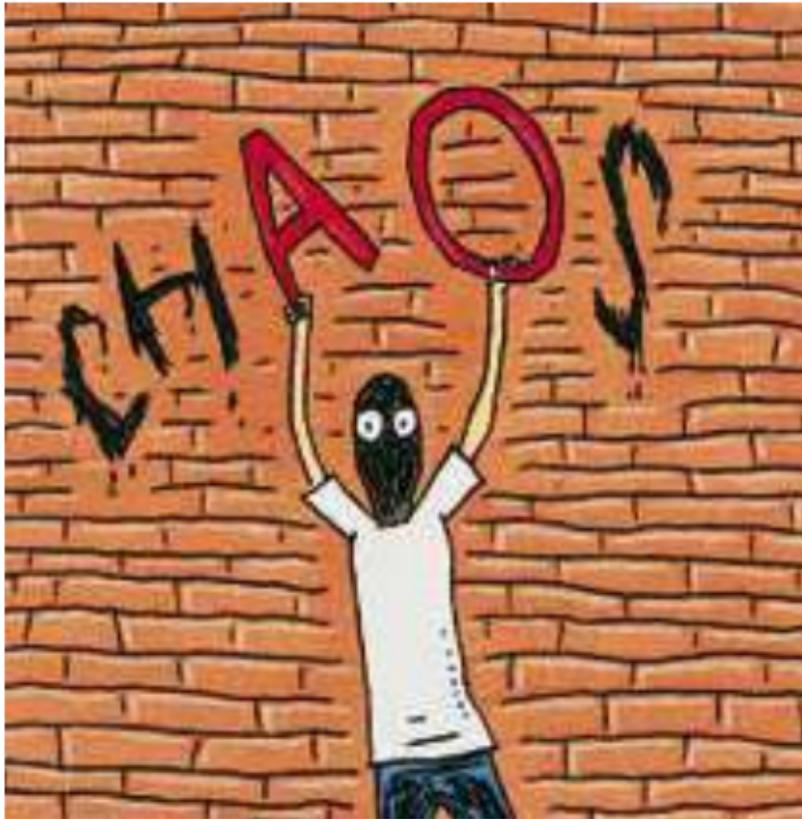


Die Redensarten und ihre Herkunft

Illustriert von Philip Waechter

Das A und O von etwas sein

die Grundvoraussetzung, der Kernpunkt von etwas, von elementarer Wichtigkeit für etwas sein: Ursprünglich bedeutete »das A und O« den Anfang und das Ende von etwas (vergleiche O enbarung 1, 8: »Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, spricht Gott der Herr«). Die Redensart geht darauf zurück, dass im griechischen Alphabet A(lpha) der erste und O(mega) der letzte Buchstabe ist.



Das A und O von
etwas sein

Den Advocatus Diaboli spielen

bildungssprachlich *alles darlegen, was gegen eine Person oder Sache spricht*: Auch diese Redensart hat einen kirchlichen Ursprung. Bei Selig- und Heiligsprechungen prüft(e) die katholische Kirche genau, ob der oder die Verstorbene die Ehrung auch verdient. Der »Promotor Fidei« (= Glaubensanwalt) muss eventuelle Hinderungsgründe vortragen.

Scherzhaft wurde dieser »Advocatus Diaboli« (Anwalt des Teufels) genannt.



Den Advocatus
Diaboli spielen

(Sich) etwas aus dem Ärmel schütteln

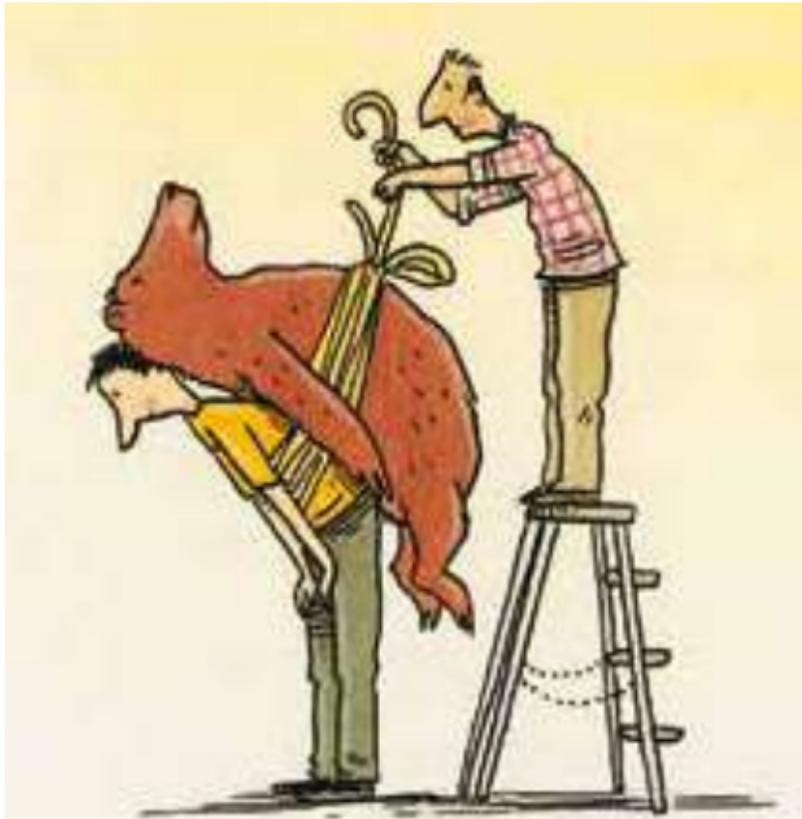
umgangssprachlich *etwas mit Leichtigkeit schä en*: Die Wendung erklärt sich aus der Tatsache, dass die Ärmel der spätmittelalterlichen Kleidungsstücke oft sehr weit waren und als Taschen dienten. Man konnte also tatsächlich ohne Weiteres Geldstücke und kleinere Gegenstände aus dem Ärmel schütteln. Bei der Entstehung der Wendung dürfte speziell die Vorstellung der weiten Ärmel der Taschenspieler und Zauberer mitgewirkt haben.



Sich etwas aus dem
Ärmel schütteln

Jemandem einen Bären aufbinden

umgangssprachlich *eine unwahre Geschichte erzählen*: Die Herkunft ist nicht eindeutig geklärt. Duden (Bd. 11, 2002): »Die Wendung geht davon aus, dass es praktisch unmöglich ist, jmdm. (ohne dass er es merkt) einen Bären an- oder aufzubinden.« Andere (z. B. Borchardt und Röhrich): »... dient ›Bär‹ o enbar nur zur Steigerung, um die Last der Lüge besonders deutlich zu machen.« Ähnlich das »Ullstein-Lexikon der deutschen Sprache« unter »aufbinden«: »vermutlich für gleichbedeutend lateinisch imponere = (eine Lüge als Last) aufbürden; ›Bär‹ als Inbegri einer sehr schweren Last.«



Jemandem einen
Bären aufbinden

Auf der Bärenhaut liegen

umgangssprachlich *faulenzten*: Diese Redensart müsste nicht erläutert werden, wenn sie nicht so einen interessanten Ursprung hätte. Sie geht nämlich auf eine Stelle in der »Germania« des römischen Historikers Tacitus (gest. um 116 n. Chr.) zurück, wo er sich mit den Lebensgewohnheiten der Germanen beschäftigt, wenn sie keinen Krieg führen.

Es heißt da in Kapitel 15: »Wenn die Germanen einmal nicht Krieg führen, so liegen sie der Jagd ob. Häufiger verbringen sie ihre freie Zeit mit Nichtstun, mit Schlafen, Essen und Trinken. Gerade die Tapfersten und Kriegerischsten leben in träger Ruhe dahin. Die Sorge für Haus und Herd sowie die Bestellung des Ackers bleibt den Frauen, den Greisen und überhaupt allen Schwachen



Auf der Bärenhaut
liegen

überlassen, während die Herren selbst faulenzten.« Tacitus spricht hier nicht von Bärenhäuten, das ist eine spätere Zutat aus Humanistenkreisen des 16. Jahrhunderts, die die neu entdeckte »Germania« des Tacitus gelesen hatten. Die Bärenhaut spielte schon bei den Germanen eine wichtige Rolle, wie der Artikel »Bärenhaut« in Grimms »Deutschem Wörterbuch« beweist. Bekannt wurde die Redensart erst im 19. Jahrhundert durch ein Studentenlied »Tacitus und die alten Deutschen«, das Wilhelm Ruer für eine Bierzeitung dichtete:

*An einem Sommerabend
im Schatten des heiligen Hains,
da lagen auf Bärenhäuten
zu beiden Ufern des Rheins
verschiedene alte Germanen,
als plötzlich mit freundlichem Gruß
ein Römer kam: »Meine Herren!
Ich heiße Tacitus.«*

Jemandem aufs Dach steigen

umgangssprachlich *jemanden schelten, zurechtweisen*: ein alter Rechtsbrauch: Wer sich etwas hatte zuschulden kommen lassen, dem wurde zur Strafe gelegentlich das Dach seines Hauses abgedeckt. Ursprünglich bei sogenannten »Friedlosen«, d. h. Geächteten, später u. a. bei anstößigem Verhalten in der Ehe, besonders dann, wenn sich ein Mann von seiner Frau schlagen ließ.



Jemandem aufs
Dach steigen

Jemanden um die Ecke bringen

salopp *jemanden umbringen*: Auszugehen ist von »Ecke« in der Bedeutung »Haus-, Straßenecke«. Eingewirkt hat sicher, dass Verbrecher früher oft hinter Straßenecken lauerten und Passanten in stillere Seitenstraßen zerrten, um sie dort auszurauben.



Jemanden um die
Ecke bringen

Eulen nach Athen tragen

bildungssprachlich *etwas Über üssiges tun*: Die Eule (der Steinkauz) war in Athen und Attika ein häufig vorkommender Vogel. Sie war ein Attribut der Athene, der Schutzgöttin der Stadt, wurde als kluger Vogel verehrt und schmückte seit dem 6. Jahrhundert auch die attischen Münzen. Der griechische Komödiendichter Aristophanes lässt in seinem Theaterstück »Die Vögel« eine Eule auftreten, worauf gefragt wird: »Wer hat die Eule nach Athen gebracht?« – mit dem unausgesprochenen Nachsatz: Dort sind doch schon so viele.



Eulen nach
Athen tragen

Sich mit fremden Federn schmücken

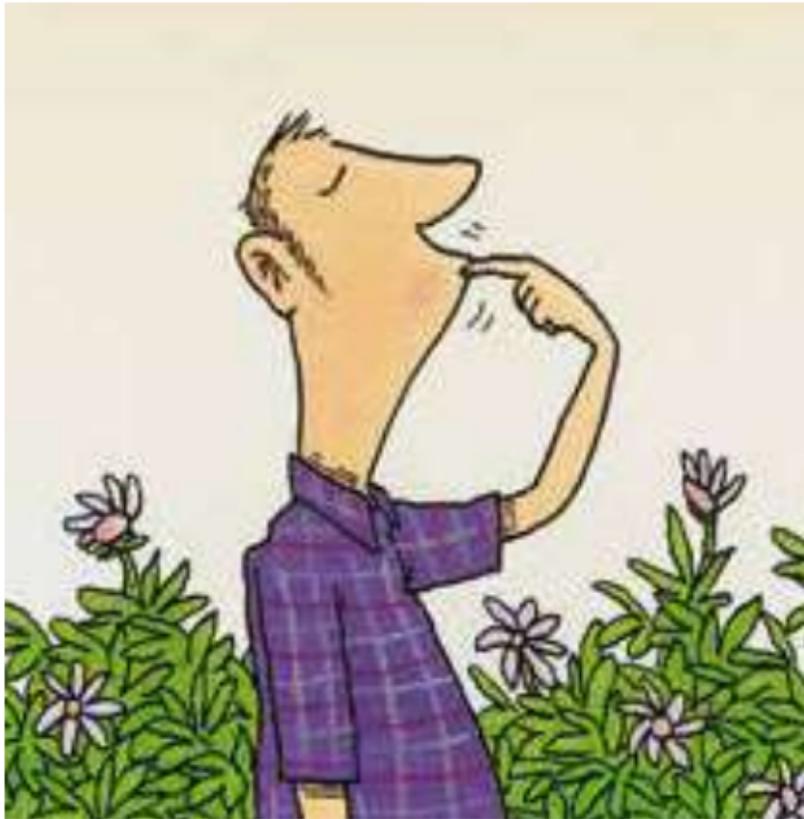
sich die Verdienste anderer zurechnen: eine Redensart, die in vielen europäischen Sprachen verbreitet ist, z. B. englisch »to strut in borrowed plumes«; ähnlich französisch »se parer des plumes du paon« = sich mit den Federn des Pfaus schmücken, ebenso italienisch »coprirsi con le penne del pavone«; dänisch »smykke sig med lante fjer« = sich mit geliehenen Federn schmücken; serbokroatisch »ukrasiti se tu im perjem« usw. Die Redensart geht auf eine alte Fabel zurück. Als Ursprung kommen sowohl »Die Dohle und die Eule« des Griechen Äsop (6. Jh. v. Chr.) als auch die Fabel des Römers Phädrus von der Krähe, die sich mit Pfauenfedern schmückt (1. Jh. n. Chr.), infrage.



Sich mit fremden
Federn schmücken

Sich etwas aus den Fingern saugen

umgangssprachlich: *einen Sachverhalt freiernden*: Die bereits 1512 in Thomas Murners Satire »Narrenbeschwörung« belegte Wendung leitet sich möglicherweise aus dem alten Volksglauben her, wonach das Saugen an einem in Blut oder in eine Zauberflüssigkeit getauchten Finger Weisheit vermittelt bzw. wonach die Finger als solche Mitteilungsfähigkeit besitzen.



Sich etwas aus den
Fingern saugen

Geld stinkt nicht

auch unrechtmäßig oder auf unmoralischem Wege erworbenes Geld erfüllt seinen Zweck: Von dem römischen Kaiser Vespasian wird überliefert, dass er von seinem Sohn getadelt worden sei, weil er die römischen Bedürfnisanstalten mit einer Steuer belegt hatte. Darauf habe der Kaiser seinem Sohn das so eingenommene Geld unter die Nase gehalten und ihn gefragt, ob es streng rieche. Die lateinische Feststellung »pecunia non olet« (= Geld stinkt nicht) ist der Ausgangspunkt der uns heute geläufigen Redensart.



Geld stinkt nicht

Das Gesicht verlieren

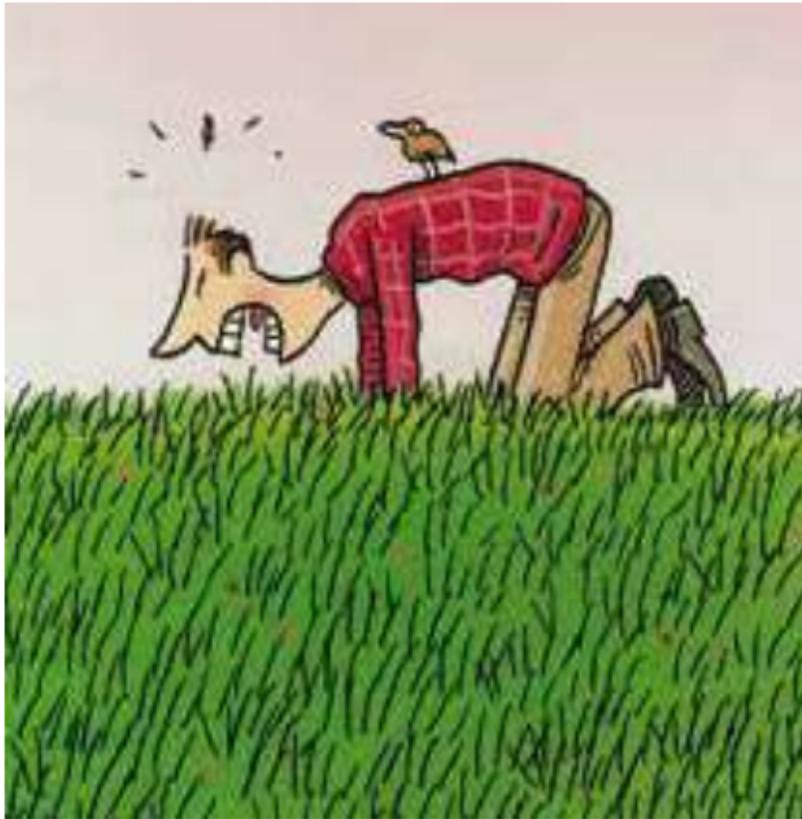
sein Ansehen verlieren und seine Glaubwürdigkeit verlieren, im Gegensatz zu *das Gesicht wahren (vorgeben, dass etwas noch so ist; den Anschein wahren)*: Die Redensarten sollen Lehnübersetzungen sein, vergleiche englisch »to loose face«, französisch »perdre la face (vue)«; englisch »to save face«.



Das Gesicht
verlieren

Ins Gras beißen

umgangssprachlich (*gewaltsam*) *sterben*: Die Redensart, deren konkrete Bedeutung dem Verständnis keine Schwierigkeiten bereitet, ist seit dem 16. Jahrhundert bezeugt. Interessant ist sie wegen ihrer Geschichte. Sie hat Parallelen in einigen europäischen Sprachen, die alle auf antike Vorbilder zurückgehen. Statt »Gras« werden die Wörter »Erde«, »Staub« oder »Sand« verwendet: französisch »mordre la poussière«, italienisch »mordere la terra«, spanisch »morder la tierra«, niederländisch »in het zand bijten«, englisch »to bite the dust (ground)«. Das Dänische folgt dagegen dem Deutschen: »bide i graasset«.



Ins Gras beißen

Vorbild für die »Erde«-Versionen ist die Antike. In Homers »Ilias« heißt es z. B. (11, 747 f., nach J. H. Voß): »zween Kriegsmänner ... knirschten den Staub mit den Zähnen ...«. Der römische Dichter Vergil spricht in seiner »Äneis« von »humus« und »terra« = Erde, Ovid in den »Metamorphosen« von »arena« = Sand. Warum in der deutschen Redensart »Erde« durch »Gras« ersetzt wurde, erklärt Grimm im »Deutschen Wörterbuch« so: »Der Wechsel des Wortes in der dt. Redensart, ›Gras‹ anstelle von ›Erde‹, erklärt sich aus dem gerade im älteren Deutschen häufig bezeugten Gebrauch von ›Gras‹ für den Erdboden ..., wo ›Gras‹ einen Symbolwert hat in Wendungen, die einen gewaltsamen Tod umschreiben.«

Es gab aber auch vereinzelt deutsche Autoren, die der Antike folgten, z. B. der Lyriker Weckherlin (gest. 1653): »Das machen o enbar vil frembd und welsche Krieger ..., die für dein Gold gebissen deinen Grund.« Und noch Wilhelm Raabe in dem Roman »Horacker« von 1876: »»Von diesem Platze stehe ich nicht wieder auf!«, ächzte der Räuber, in den Grund beißend.«



Da/hier liegt der Hase im Pfeffer

umgangssprachlich *das ist die wahre Ursache einer Schwierigkeit, eines Problems:* seit dem 17. Jahrhundert in dieser Form bezeugt.

Gemeint ist die Pfefferbrühe, in der der Hase zubereitet wurde. Die Bedeutungsverschiebung ist nicht ganz klar. Vielleicht liegt folgende Vorstellung zugrunde: Wer nicht weiß, wo der Hase im Pfeffer liegt, für den wird es schwierig, zu seinem erstrebten Genuss, zur Erfüllung seiner Wünsche, an sein Ziel zu gelangen. Darauf scheint ein Satz des deutschen Satirikers Moscherosch (gest. 1665) hinzudeuten: »Keiner aber weiß, wo der Haas im Pfeffer ligt, als der ihn angericht oder helfe essen.«



Hier liegt der Hase
im Pfeffer

Ein toller Hecht sein

umgangssprachlich *ein cleverer Kerl, Draufgänger, Tausendsassa, Weiberheld u. Ä. sein*: Das übertragen gebrauchte Substantiv »Hecht« bedeutete ursprünglich einen räuberischen, andere ausplündernden Menschen. Der Hecht ist ein Raub fisch und ein Störenfried im Karpfenteich. Der Vergleich ist alt: Der deutsche Naturforscher und Geologe Konrad von Megenberg (gest. 1374) schreibt in seinem »Buch der Natur« (ins heutige Deutsch übertragen): »Unter dem Hecht verstehe ich alle Wüteriche, die die armen Leute fressen und auch ihre eigenen Verwandten und Freunde zugrunde richten.« Allmählich verblasste diese Bedeutung; im 18. Jahrhundert ist der heutige Sinn erreicht.



Ein toller
Hecht sein

Jemandem Hörner aufsetzen

umgangssprachlich von einer Frau gesagt: *den Ehemann mit einem anderen Mann hintergehen*: Lutz Röhrich: »Zur Erklärung dieser Redensart sind mancherlei Vermutungen aufgestellt worden, ohne dass eine völlig befriedigende Lösung gefunden worden wäre.« Derjenige, dem Hörner aufgesetzt werden, heißt im Hochdeutschen seit dem 16. Jahrhundert »Hahnrei«. Dessen ursprüngliche Bedeutung ist »Kapaun, verschnittener Hahn, dem man, um ihn unter den Hähnen zu erkennen, die abgeschnittenen Sporen in den Kamm setzte, wo sie weiterwuchsen und eine Art Hörner bildeten«. Aber das erklärt nicht den Begriff »Horn«, der sehr viel älter ist. Auszugehen ist wohl von der



Jemandem Hörner
aufsetzen

Gebärdensprache, nämlich von einer Geste mit zwei Fingern, mit der der Betrogene verspottet wurde: Der zweite und der fünfte Finger, die ausgestreckt werden, ähneln zwei Hörnern. Dies war schon im Altertum bekannt. Im Griechischen z. B. heißt »kerata poiein« = Hörner machen, d. h. als Hahnrei verspotten. Die Frage ist, was die Hörner bedeuten sollen. Sind sie ein Symbol für die zwei Männer, die beteiligt sind? Handelt es sich um ein phallisches Zeichen? Soll der Betrogene mit einem gehörnten Tier verglichen werden? Mit einem (Horn)ochsen oder einem Ziegenbock? Diese Fragen sind noch nicht eindeutig geklärt.



Bekannt wie ein bunter Hund

umgangssprachlich *sehr bekannt sein*: Im Gegensatz zur unauffälligen grauen Maus oder einem Menschen im tristen Einheitskleid erregt derjenige Aufmerksamkeit, der Farbe zur Schau trägt. Wenn ein Hund ein einfarbiges Fell hat, gilt er als gewöhnlich, wenn es allerdings mehrere Farben aufweist, unterscheidet er sich deutlich von den anderen. Ein *bunter Hund ist also ein besonders auffälliger Zeitgenosse* der aus der Masse heraussticht und daher überall bekannt ist. Beim Nutzen der Formel kann ein leicht kritischer Unterton mitschwingen.



Bekannt wie ein
bunter Hund

Da liegt der Hund begraben

umgangssprachlich *das ist der Kern der Sache, der entscheidende Punkt*: Diese seit dem 17. Jahrhundert gebrauchte Redensart hat bis heute allen Deutungen widerstanden. Wenn sie sich auf den (schwarzen) Hund der Volkssage bezöge, der einen Schatz bewacht, wäre nicht recht verständlich, warum der Hüter des Schatzes und nicht der Schatz selbst dort »begraben« liegt. Schmeller (»Bayrisches Wörterbuch«) führt ein Substantiv »Hund« in der Bedeutung »vergrabener Schatz« auf (der Hüter wird damit an die Stelle des Behüteten gesetzt), aber schon Grimm (»Deutsches Wörterbuch«) bezweifelt einen Zusammenhang mit unserer Wendung. Wusste man, wenn man den Ort kannte, wo ein Hund verscharrt wurde, um ein Geheimnis, um etwas besonders Wichtiges?



Da liegt der Hund
begraben

Jemanden durch den Kakao ziehen

Sich lustig machen, jemanden verspotten: Der Kakao ist in dieser Redensart ein Euphemismus, also eine Schönrednerei, für das unfeine Wort *Kacke*, und als Ausspruch handelt es sich um eine Analogie zu »jemanden durch den Dreck ziehen«. Der berühmte Dichter Erich Kästner (1899 – 1974) traf mit seinem Albumvers den Nagel auf den Kopf: »Was auch immer geschieht: / Nie dürft ihr so tief sinken, / von dem Kakao, durch den man Euch zieht, / auch noch zu trinken.«



Jemanden durch
den Kakao
ziehen

Einen Kater haben

Hat man einen dicken Kopf nach einem Saufgelage, dann *hat* man *einen Kater*. Was der Mediziner einen *Katarrh* nennt, das diese Krankheitsbild einer Erkältung zwischen Kopfweh und Husten, wird im Volksmund gerne als *Kater* verballhornt. Das lässt sich einfach leichter aussprechen. Zudem bezeichneten die Studenten im 19. Jahrhundert das Unwohlsein nach übermäßigem Alkoholgenuss gerne als Katzenjammer, das liebste Maunzen eines Katers nach der Kätzin. Die auftretenden Symptome eines »Katers« variieren individuell, sind jedoch zumeist gekennzeichnet von leichten Kopfschmerzen bis hin zu Konzentrationsschwierigkeiten, ähnlich einer Erkältung eben, daraus wurde dann umgangssprachlich *einen Kater haben*.



Einen Kater haben

Arm wie eine Kirchenmaus sein

umgangssprachlich *nichts oder nur ganz wenig besitzen*: Mäuse, die in einer Kirche leben, finden dort nichts zu fressen; vergleiche auch englisch »poor as a churchmouse«. In anderen europäischen Sprachen tritt eine Ratte an die Stelle der Maus, z. B. französisch »gueux comme un rat d'église«, niederländisch »kaal als eene kerkrot«, dänisch »fattig som en kirkerotte«. Vom Französischen beeinflusst war wohl Wieland: »... weil er so arm als eine Kirchenratte war.«



Arm wie eine
Kirchenmaus sein

Den Kopf unterm Arm tragen

umgangssprachlich *sehr krank sein*: Die Wendung bedeutet eigentlich »schon so gut wie tot sein« und beruht auf der Legende, dass Märtyrer als Zeichen ihrer Unschuld nach der Enthauptung mit ihrem Kopf unter dem Arm noch laufen konnten, so etwa der französische Nationalheilige Dionysius, der nach seiner Enthauptung in Paris noch bis zu dem (später nach ihm benannten) Ort Saint-Denis nördlich von Paris gelaufen sein soll.



Den Kopf unterm
Arm tragen

Krokodilstränen vergießen/weinen

umgangssprachlich *heuchlerische Tränen vergießen*: Grimm, »Deutsches Wörterbuch« (1873): »wie sie (= die Tränen) ein Krokodil weint, nach dem Glauben, dass das Krokodil seine Opfer anlocke durch Weinen wie ein Kind oder dass es sein Opfer während des Mordes beweine.« Grimm gibt hier die Überlieferung wieder, die seit dem 14. Jh. in Deutschland bekannt ist. Im 15. Jh. kam dann die übertragene Bedeutung von »Krokodilstränen« als heuchlerischen, unaufrichtigen Tränen auf, als unehrlichen Beileidsbezeugungen. Die Naturwissenschaften sind der Erscheinung auf den Grund gegangen. Das Weinen kommt von den noch im Ei steckenden Jungen, die ein bis zwei Tage vor dem Ausschlüpfen ihrer Wache haltenden Mutter durch Quäktöne anzeigen, dass



Krokodilstränen
weinen

es bald so weit ist. Tränen kommen den Krokodilen deshalb, weil Speichel und Tränendrüsen so nahe beieinandersitzen, dass Letztere beim Fressen mit angeregt werden. Andere Forscher meinen, dass die Krokodile durch besondere Drüsen das Salz, das durch Nahrung und Wasser aufgenommen wird, in einem tränenähnlichen Sekret wieder ausscheiden.

Auch andere Sprachen kennen den Ausdruck: englisch »crocodile tears«, französisch »larmes de crocodile«, italienisch »lacrime di coccodrillo«, niederländisch »krokodilletranen«, serbokroatisch »liti krokodilske suze«, ebenso das Russische.



Einen auf die Lampe gießen

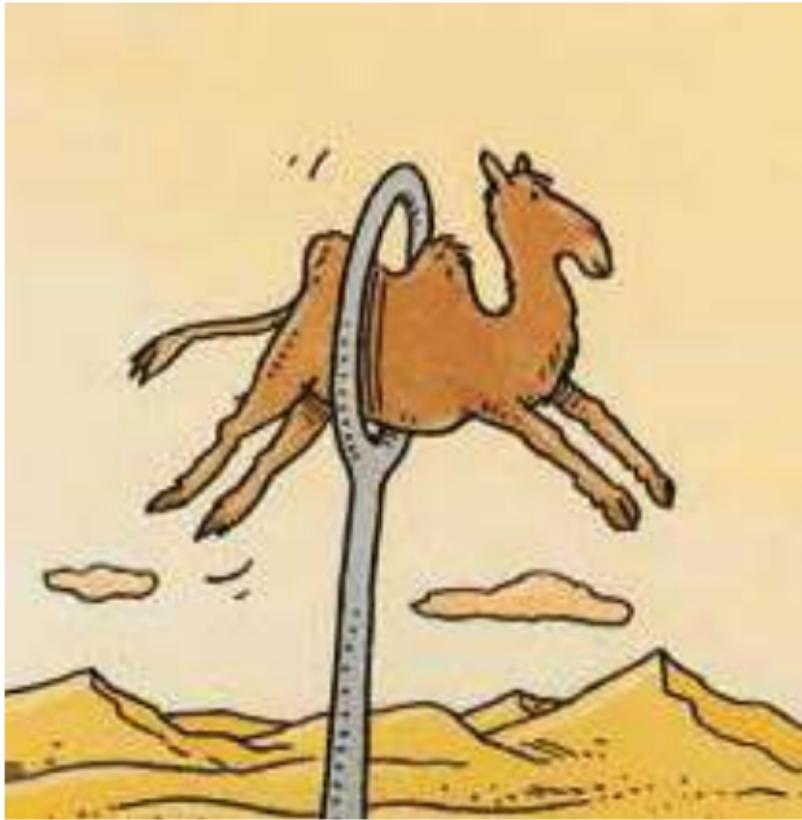
umgangssprachlich *reichlich Alkohol zu sich nehmen*: Die Redensart wird meist mit der alten Öllampe erklärt, in die Öl nachgegossen werden musste, damit sie weiter leuchtete (wie die rote Nase des Trinkers). Andere verweisen auf französisch umgangssprachlich »lamper« = übermäßig trinken – aber das ist wohl mehr eine zufällige Ähnlichkeit.



Einen auf die
Lampe gießen

Leichter (eher) geht ein Kamel durch ein Nadelöhr

umgangssprachlich *etwas ist ganz unmöglich, wird mit Sicherheit nicht geschehen*: In Matth. 19, 16 . wird die Begegnung Jesu mit einem reichen Jüngling geschildert. Jesus schlägt ihm als letztes Erfordernis für ein vollkommenes Leben den Verzicht auf seinen Reichtum vor, was den Jüngling betrübte, »denn er hatte viele Güter«. Jesus wendet sich darauf an die Jünger und stellt fest: »Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn dass ein Reicher ins Reich Gottes komme.« Die Nennung eines Kamels in diesem Zusammenhang ist nicht einleuchtend, es sei denn, es handelt sich um eine falsche Lesart im griechischen Urtext: Nicht »kamelos« (= Kamel) sei gemeint, sondern das spätgriechische »kam los« (= Ankertau, Schi stau). Ein dickes Tau würde dem



Eher geht ein
Kamel durch ein
Nadelöhr

Sinn des Bildes besser entsprechen. Der gelegentliche Hinweis, dass eine enge, kleine, nur von einem einzelnen Menschen passierbare Pforte in der alten Stadtmauer von Jerusalem zur Zeit Jesu »Nadelöhr« genannt wurde, ist ebenfalls bedenkenswert: Das griechische Wort für »Nadelöhr« (»trema raphidos« = Loch, Ohr der Nadel) müsste dann ein aramäisches Wort gleicher Bedeutung wiedergegeben haben, da die damalige Verkehrssprache des Vorderen Orients das Aramäische war (mit dem Hebräischen nicht verwandt, aber von ihm beeinflusst). Ein Zweig des Aramäischen, das Jüdisch-Palästinensische, war Jesu Muttersprache. Diese Deutung würde den Ausspruch von Jesus etwas abschwächen: nicht völlig unmöglich, aber höchst unwahrscheinlich.



Jemandem brennt etwas auf den Nägeln

umgangssprachlich *etwas ist sehr dringlich für jemanden*: Die Redensart ist weder auf eine mittelalterliche Folter noch auf die Sitte der Mönche zurückzuführen, sich Wachskerzen auf den Daumen zu kleben, um zur Frühmesse besser lesen zu können. Grundlage für die Entstehung der Wendung war die simple Vorstellung, eine brennende Kerze mit der bloßen Hand tragen zu müssen. Wenn die Kerze bis auf die Finger oder die Nägel niederzubrennen drohte, dann war Eile geboten. Kerzenleuchter und -ständer waren nicht überall und jederzeit zur Hand, sodass die Vorstellung, ohne sie auskommen zu müssen, keineswegs ungewöhnlich ist.



Jemandem brennt
etwas auf den
Nägeln

Aus dem Nähkästchen plaudern

umgangssprachlich *anderen Einblick in intime häusliche und andere Bereiche gewähren*: Das Nähkästchen, das (ältere) Nähkörbchen und der Nähtisch (bei den Bessergestellten) waren Gegenstände im Haushalt, die dem speziellen Gebrauch durch die Hausfrau vorbehalten waren. Wenn die Frauen gemeinsam nähten, wurden oft auch Intimitäten ausgetauscht. Der Nähkasten wurde überdies gern als Versteck genutzt, wenn etwas vor den Augen des gestrengen Herrn Gemahls zu verbergen war. In Fontanes Roman »E Briest« (1895) stößt Herr von Innstetten durch Zufall auf die kompromittierenden Briefe von Major Crampas an seine Frau, die »ganz zuunterst« in einem Fach ihres Nähtisches gelegen hatten. Eine ältere Parallelbildung des 16. Jahrhunderts ist die Wendung »aus der Schule plaudern«. Hier sind etwa Ärzte- oder Philosophenschulen gemeint.



Aus dem
Nähkästchen
plaudern

Sich etwas hinter die Ohren schreiben

umgangssprachlich *sich etwas gut, sorgfältig merken, es nicht vergessen*: Die Redensart spiegelt einen alten Rechtsbrauch wider: Bei Abschluss eines Vertrages, besonders auch bei Grenzbegehungen und Setzungen von Grenzsteinen gab es im Mittelalter »testes per aures tracti« (lateinisch =an den Ohren gezogene Zeugen). Das Kneifen in die Ohren, das Ziehen an den Ohren oder sogar das Ohrfeigengeben, eventuell verbunden mit Geschenken, sollte dazu beitragen, dass sich die Zeugen, vor allem Kinder und jüngere Leute, im Alter noch an die vereinbarten Rechtsbestimmungen erinnerten. Diese schriftlich niederzulegen und die Dokumente dann zu archivieren, war eine aufwendige Angelegenheit,



Sich etwas
hinter die Ohren
schreiben

die nicht überall und zu jeder Zeit zu realisieren war. Bei Rechtsstreitigkeiten oder rechtlichen Zweifelsfällen wurden daher öfter ältere Leute befragt, wie in ihrer Jugend die Rechtslage gewesen sei. Von alten abergläubischen Vorstellungen getragen ist die Erklärung in einem 1690 erschienenen Werk des deutschen Rechtsphilosophen Christian Tomasius (1655–1728), die Lutz Röhrich in seinem »Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten« mitteilt: Tomasius bezieht sich hier auf die alte Schädel- und Säftelehre, die die Meinung vertrat, dass ein Aderlass hinter den Ohren unfruchtbar mache. Die Menschen, denen dies geschehen sei, würden sich zeitlebens daran erinnern, da es ihnen gleichsam hinter die Ohren geschrieben worden sei.



Unter dem Panto el stehen

Das Ende des 15. Jahrhunderts aus dem Französischen (»pantou e«) übernommene Substantiv »Panto el« ist – ebenso wie sein Oberbegriff »Schuh« (der den Fuß bekleidet) – ein spätmittelalterliches Symbol für Herrschaft und Macht. Der Panto el war früher die typische Bekleidung für den Fuß der (Haus)frau. Wer dem anderen auf den Fuß tritt, hat Gewalt über ihn (der Fuß gilt dabei als Teil für das Ganze). Die Redensart unter dem Panto el stehen (umgangssprachlich: *von der Ehefrau beherrscht werden*) ist so zu erklären. Weitere Wendungen beruhen auf dem gleichen Symbolgehalt, den Panto el schwingen (umgangssprachlich: *in der Ehe den Mann beherrschen; das Hausregiment führen*). Das heute veraltete Verb »panto eln« bedeutete »jemanden mit dem Panto el bearbeiten, schlagen«.



Unter dem
Pantoffel stehen

Perlen vor die Säue werfen

umgangssprachlich *jemandem etwas Wertvolles geben, was dieser gar nicht zu würdigen weiß*: nach Matth. 7, 6. Dort heißt es: »Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen, auf dass sie dieselbigen nicht zertreten mit ihren Füßen und sich wenden und euch zerreißen.« Luther hat die Redensart allerdings nicht erfunden, sie ist schon im 12. Jahrhundert bezeugt.

Auch andere europäische Sprachen kennen sie: englisch »to cast pearls before swine«; französisch »jeter des perles devant les porceaux«; italienisch »buttare perle ai porci«; dänisch »kaste perler for svin«; niederländisch »paarlen voor de zwijnen werpen«; im Latein der Vulgata: »mittere margaritas vestras ante porcos«.



Perlen vor die Säue
werfen

Einen Pferdefuß haben

umgangssprachlich *einen verborgenen, bisher nicht sichtbaren Nachteil, einen Haken haben*: Da der Teufel die Menschen in allerlei wechselnden Gestalten versucht, wird auch sein Äußeres verschieden dargestellt. Meist hatte er Klauen, Vogel oder Bocksfüße. Als ihm ein Pferdefuß verpasst wurde (was übrigens in der christlichen Kunst des westeuropäischen Mittelalters nicht allzu häufig ist), musste er auch hinken, was er zu verbergen trachtete. In Goethes »Faust« sagt eine Hexe zu Mephisto: »O Herr, verzeiht den rohen Gruß! Seh ich doch keinen Pferdefuß.« Da sein wirklicher Name tabu ist, erndet das Volk eine Fülle von Decknamen (Gottseibeius, der Leibhaftige, der Böse, der Schwarze,



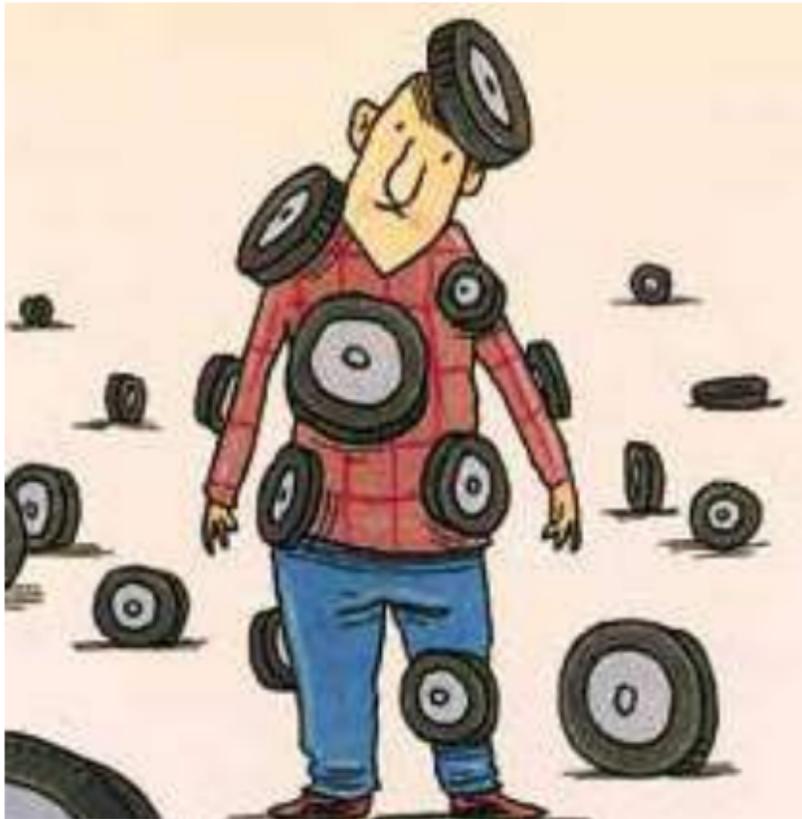
Einen Pferdefuß
haben

der Unreine, Hämmerlein u. a.). Im 16. Jh. erreichte die Teufelsmotivik einen gewissen Höhepunkt; Verfehlungen und Laster verband man gern mit dem Teufel, vom Spiel- und Tanzteufel bis zum Ehe- und Zauberteufel. Auch Luther war vom Teufelsglauben stark beeinflusst. Doch tröstete er seine Anhänger: »Und wenn die Welt voll Teufel wär' und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen.« Berühmt ist Dürers Kupferstich »Ritter, Tod und Teufel« von 1513. Vielleicht hat er dazu beigetragen, den Pferdefuß in Redensarten zu verankern. Da zeigt sich der Pferdefuß / da schaut, guckt der Pferdefuß heraus sind weitere Beispiele sprachlicher Verwendung.



Sich wie gerädert fühlen

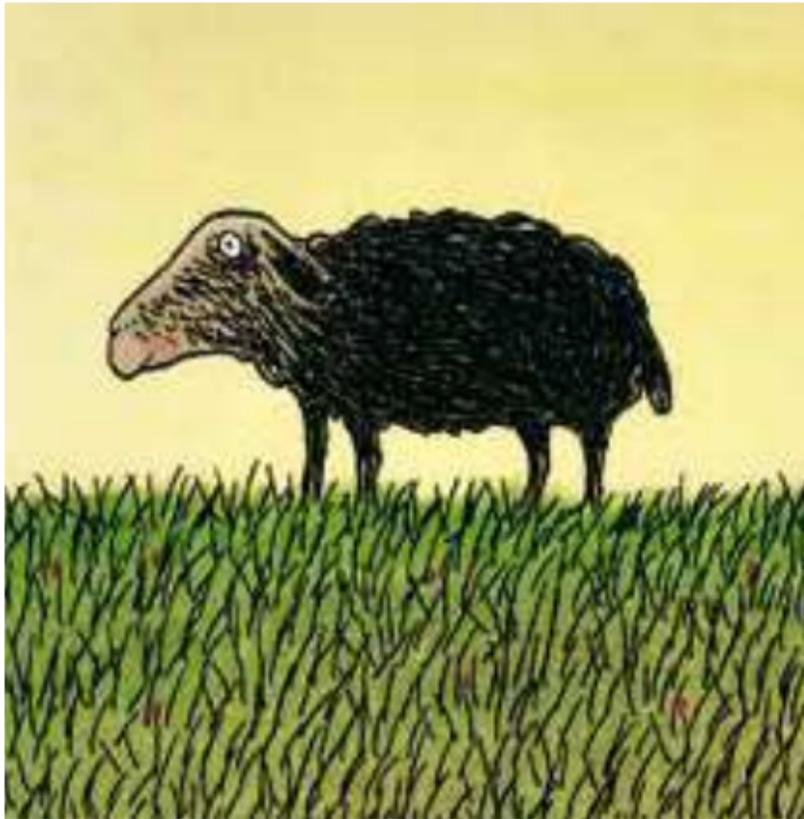
sehr ermüdet, erschöpft sein: Dieser Wendung liegt die griechisch-römische und mittelalterliche Hinrichtungsart des Räderns zugrunde (mittelhochdeutsch »rederen«). Sie wurde bei Raub und Mord angewandt. In der griechischen Mythologie wird König Ixion zur Strafe für ein Vergehen auf ein feuriges Rad ge-
ochten, auf dem er ewig durch die Lüfte wirbeln und den Satz ausstoßen muss: »Seid dankbar euren Wohltätern!« (so berichtet Pindar). Caspar Stieler verzeichnet in seinem Wörterbuch Ende des 17. Jahrhunderts »von unden auf rädern« = Arme und Beine brechen und »von oben hinab rädern« = das Genick brechen. Der noch Lebende wurde dann in das Rad »ge-ochten«. Der barbarische Vorgang ist verschiedentlich auch bildlich dargestellt worden. In Preußen wurde das Rädern offiziell erst 1811 abgeschafft.



Sich wie gerädert
fühlen

Ein schwarzes Schaf

jemand, der innerhalb der Familie, Gruppe unangenehm auf fällt; missratene Person, Schand eck: In alten Zeiten wurden die Schafherden meist wegen ihrer weißen Wolle gehalten (die jede beliebige Farbe beim Färben annimmt), schwarze Schafe waren nicht erwünscht. In 1. Mose 30, 32 wird das Aussondern von Schafen beschrieben: »Ich (= Jakob) will heute durch alle deine (= sein Onkel Laban, bei dem Jakob diente) Herden gehen und aussondern alle ge eckte und bunte Schafe und alle schwarze Schafe und die bunten und ge eckten Ziegen. Was nun bunt und ge eckt fallen wird, das soll mein Lohn sein.«



Ein schwarzes Schaf

Aufpassen wie ein Schießhund

umgangssprachlich *scharf achtgeben auf etwas, was vielleicht eintreten oder sich zeigen könnte*: Der »Schießhund« war in der alten Weidmannssprache ein abgerichteter Hund, der das (an)geschossene Wild verfolgen bzw. holen musste. Eine einleuchtende Variante bietet Lutz Röhrich: »Der Hund wartet gespannt, bis der schussfertige Jäger ihm das Zeichen zum Aufscheuchen des Wildgeügels gibt.« Eher unwahrscheinlich ist die Vorstellung, »Schießhund« sei von »Schießhahn« abgeleitet, ein lebender Hahn, nach dem auf Schützenfesten geschossen wurde und der den Schüssen durch Auftauchen zu entgehen suchte.



Aufpassen wie ein
Schießhund

Eine Schlange am Busen nähren

gehoben: *jemandem uneingeschränkt vertrauen und Gutes erweisen, von dem sich später herausstellt, dass er ein Feind oder Verräter war*: Die Redensart war schon in der Antike bekannt, sie geht auf eine Fabel Äsops (6. Jh. v. Chr.) zurück. Diese berichtet von einem Bauern (Wanderer), der eine vor Frost erstarrte Schlange aus Mitleid an seiner Brust erwärmt und dann von dieser gebissen wird. Das Motiv wird auch in der deutschen Literatur immer wieder aufgegriffen.



Eine Schlange am
Busen nähren

Mit jemandem Schlitten fahren

umgangssprachlich *jemanden streng, rücksichtslos behandeln, derb zurechtweisen, schikanieren*: Die Herkunft der Wendung ist ungeklärt, sie war zunächst vor allem in der Soldatensprache gebräuchlich. Unter den Schlitten kommen (umgangssprachlich: herunterkommen, in schlechte Verhältnisse geraten) ist dagegen (wie »unter die Räder kommen«) im Ursprung deutlich: Die Vorstellung geht von dem Unglück aus, das jemandem widerfährt, der unter die Kufen eines Schlittens gerät.



Mit jemandem
Schlitten fahren

Jemanden zur Schnecke machen

umgangssprachlich *jemanden ausschimpfen, heruntermachen; schlecht behandeln, rücksichtslos drillen*: Hier liegt die Vorstellung zugrunde, dass die betroffene Person nur noch so langsam wie eine Schnecke kriechen kann, oder auch, dass sie sich nach der rigorosen Behandlung verkriecht wie eine Schnecke in ihr Schneckenhaus.



Jemanden zur
Schnecke machen

Stielaugen machen

umgangssprachlich *begehrlich*, auch: *verblü t blicken*: Ausgangspunkt ist das auf Stielen sitzende Auge bestimmter Tiere (Krebse, Schnecken u. a.). Danach heißen auch (krankhaft) hervortretende Augen von Menschen »Stielaugen«.



Stielaugen machen

Tomaten auf den Augen haben

umgangssprachlich *nichts sehen; etwas nicht bemerken, übersehen*: Die Wendung bedeutete ursprünglich »übernächtigt, verschlafen aussehen« und bezog sich auf die geröteten Bindehäute und verquollenen Augenpartien.



Tomaten auf den
Augen haben

Im Trüben sehen

umgangssprachlich *auf nicht einwandfreie, unehrliche Weise aus unklaren, verworrenen Verhältnissen seinen Vorteil ziehen*: verkürzt aus »im trüben Wasser sehen«, das in der Humanistenzeit (16. Jh.) aufkommt, weil die Quelle der Redensart in der Antike zu finden ist: Sie beruht auf Äsops Fabel vom Fischer, der das Wasser peitscht, um die Fische in seine Netze zu treiben. Auf die Frage, warum er das Wasser trübe, antwortet er (übersetzt aus einer lateinischen Bearbeitung äsopischer Fabeln): »Wenn ich das Wasser nicht in dieser Weise aufrührte, müsste ich Hungers sterben. Diese Fabel lehrt, dass in gleicher Weise die Herrscher in den Städten dann sehr reich werden, wenn sie diese in Aufruhr hineinführen.« Der Gedanke der Fabel schlug sich schon in antiken Texten



Im Trüben fischen

nieder, z. B. bei Aristophanes, der in seinem Stück »Die Ritter« (Hippes) von 424 die Entmachtung des demagogischen Kriegstreibers Kleon in Athen und die Wiederherstellung des Friedens forderte. Dort heißt es: »Gleich ja wie Fischer, wenn sie Aal' einfangen wollen, tust du: Solange ruhig steht der See, bekommen sie durchaus nichts; doch wenn sie aufwärts und hinab den dicken Schlamm gerührt, dann gibt es was. Auch du (Kleon) bekommst nur, wenn die Stadt du aufwühlst.« Die Redensart findet sich in vielen europäischen Sprachen, überwiegend auf Vorgänge des ö entlichen Lebens bezogen: englisch »to sh in troubled waters«, französisch »pêcher en eau trouble«; italienisch »pescare nel torbido«; niederländisch »in troebel water vissen« u. a.



Auf die Walz(e) gehen/auf der Walz(e) sein

umgangssprachlich veraltend *auf Wanderschaft gehen, sein*: eine Redensart, die der Gaunersprache entstammt und dann von den wandernden Handwerksburschen übernommen wurde. Diese »Walze« hat nichts mit dem »runden, zylindrischen Gegenstand, der sich um seine Achse dreht« zu tun, sondern ist eine Substantivbildung zu dem Verb »walzen« in der mundartlichen Bedeutung »schlendern, müßig, planlos hin und her gehen«. Das Verb wurde schon im Mittelhochdeutschen für den menschlichen Gang gebraucht. In der älteren Sprache lässt sich jedoch die Redensart nicht nachweisen.



Auf Walze gehen

Die Wände haben Ohren

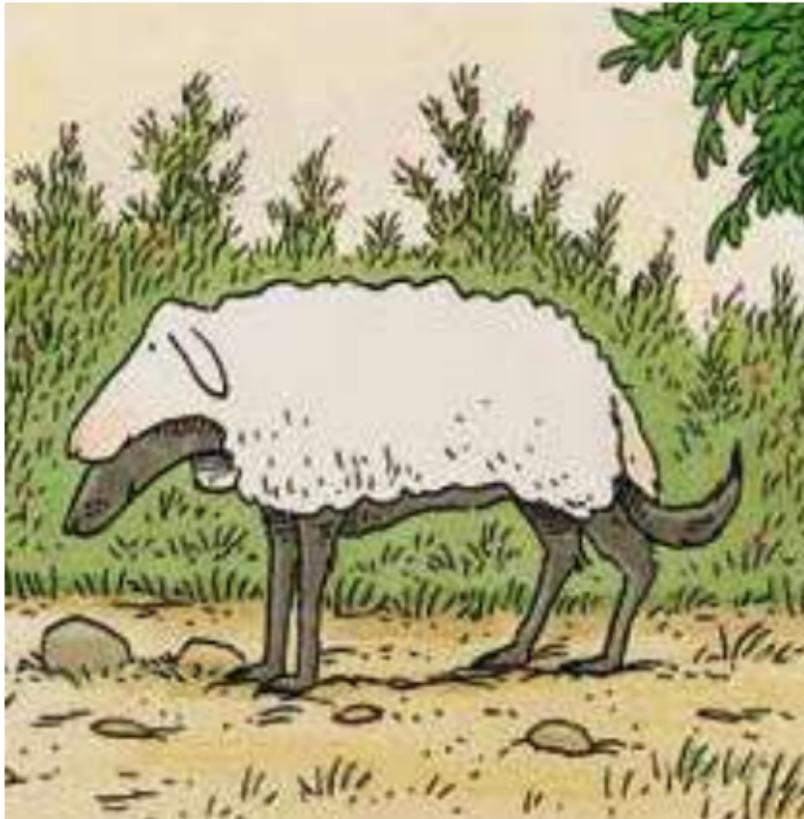
Die titelgebende, ja, mehr noch, die diesem Memospiel formgebende Redensart ist durchaus wortwörtlich zu verstehen: Es wird mitgehört! Überliefert wird, dass Katharina von Medici (1519 – 1589) in die Wände des Pariser Louvre (als es noch ein Herrschersitz und kein Museum war) Horchkanäle einbauen ließ, um ihre protestantischen Gegner ohne deren Wissen belauschen zu können. Aufgrund der so gewonnenen Informationen initiierte sie schließlich die Bartholomäusnacht, in der am 23. August 1572 in Frankreich Tausende von Hugenotten (Protestanten) ermordet wurden. Die deutsche Redensart ist also direkt aus dem Französischen „les murs ont des oreilles“ übernommen. In Zeiten von verwanzten Zimmern, großem Lauschangri und Whistleblower Edward Snowden ist das Thema brisanter denn je.



Die Wände haben
Ohren

Ein Wolf im Schafspelz sein

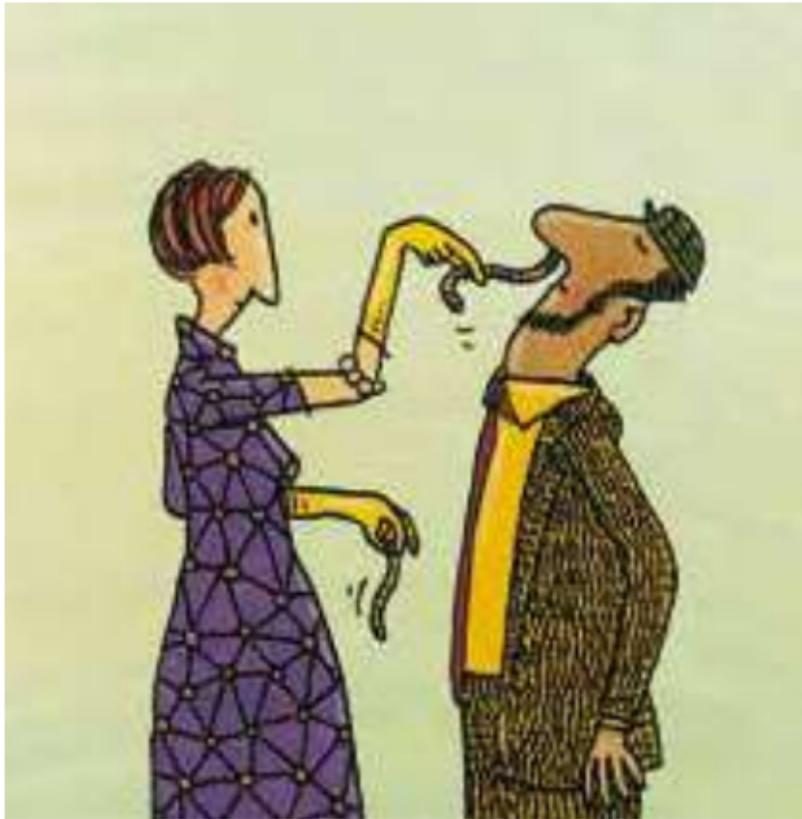
ein sich äußerst sanft und friedlich gebender Mensch sein, der insgeheim Übles, Schlimmes plant: In Matth. 7, 15 heißt es: »Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.« Dieses Jesuswort ist der Ursprung der Redewendung. Vergleiche dazu noch Matth. 10, 16 und Joh. 10, 12. Der »Schafspelz« ist jüngere Ausdrucksweise, kaum vor 1800. Lessing bringt im »Nathan« (1779) den »Wolf« mit dem »Schafpelz« zusammen. Das lateinische »in vestimentis ovium« wurde schon im Althochdeutschen übersetzt: »in giwatin scafo« (Tatian, um 830), »in sca nen giwatin« (Otfrid, um 817); in der ersten deutschen Bibel von 1466: »in sche n gewande«; frühneuhochdeutsch (16. Jh.): »under einer scha haut«; bei Logau: »Schafskleid« (17. Jh.).



Ein Wolf im
Schafspelz sein

Jemandem die Würmer (einzeln) aus der Nase ziehen

umgangssprachlich *jemandem durch beständiges Fragen eine Antwort nach der anderen mühsam entlocken*: Nach dem Volksglauben können sich Krankheitsdämonen in Wurmgestalt überall im menschlichen Körper einnisten, die an dem betreffenden Glied nagen (im Hirn, im Ohr, in der Nase, in den Eingeweiden). Ein Reflex dieses Glaubens sind die im ganzen Mittelalter auftretenden Wurmsegen. Ohne diesen Hintergrund wäre die erst im 17./18. Jh. aufkommende Redewendung nicht verständlich.



Jemandem die
Würmer aus der
Nase ziehen

Begeistert vom Spiel?

Bei MeterMorphosen sind auch andere Produkte erschienen, die Geist und Witz vereinen:

Das **Gemischte Doppel**, ein durchgedrehtes Memospiel für Wortakrobaten, gibt es in drei Ausgaben. Als sprachkreatives Suchspiel fördert es Sprachvermögen, Erinnerungsfähigkeit und Assoziationskunst. Hier gehören das Mastferkel zum Double der Kanzlerin Fastmerkel und der Baumschaden zu Schaumbaden.



E. K. Waechters Tierpuzzle

Der Papagei macht es sich auf der Krokodilschnauze bequem, der Bär berührt den Fisch, ohne ihn zu essen! Farbige Tiere, zauberhaft ineinander verschränkt, gezeichnet 1972 von E. K. Waechter, gibt es nun als Tierpuzzle. Im bekannten, liebevoll-pointierten Zeichenstil des bekannten Frankfurter Multitalents der Neuen Frankfurter Schule. 33 Tiere, von der Maus bis zum Elefanten, präsentiert dieses zauberhafte Tierpuzzle.



Antje Damm zählt den renommiertesten Kinderbuchillustratorinnen im Lande. Sie kam dazu, weil sie ihren Kindern etwas zeichnete und das so wunderbar gelang. Zwei Memospiele hat sie für MeterMorphosen kreiert: Bei **Was ist das?** gehören ein Alltagsgegenstand und ein Tier zusammen, etwa Hund und Wurst, und bei **Versteckt! Entdeckt?** wird ein Alltagsgegenstand in ein Gesicht verwandelt, so wird aus einem Ei schnell ein Gespenst.



Stadtspiel

Ein assoziationsreiches Legespiel für die ganze Familie. 64 quadratische Karten, und jede zeigt eine neue Straßensituation. Immer wieder wird eine neue Stadt kreiert. Man spielt gemeinsam, kann auch alleine wie bei einem Puzzle versuchen, den perfekten Stadt-Grundriss zu planen. Ein konstruktiver Spaß für Jung und Alt! Nach einer Idee und mit Zeichnungen von Antje Damm.





